

BERTUCHS WELTLITERATUR FÜR JUNGE LESER

Kennst du Friedrich Schiller?



Vorge stellt von
Jürgen Klose


Bertuch

Kennst du Friedrich Schiller?

Texte von Friedrich Schiller
für junge Leser ausgewählt
und vorgestellt von

Jürgen Klose


Bertuch

Inhalt

Prolog: Ein Missverständnis schreibt europäische Geschichte	8
Schillers Erben	13
Der Dichter und sein Publikum	15
Poetische Jugendsünden	17
Terror auf der Bühne? – »Die Räuber«	20
Im Reich des württembergischen Herodes	
Der kleine Bruder	28
Karlsschüler und Regimentsmedikus	32
Auf der Flucht – »Die Verschwörung des Fiesko zu Genua« – »Kabale und Liebe« ...	47
»Don Karlos« und Marquis Posa	56
Intermezzo: Schiller und die Frauen	65
Schiller und die Französische Revolution – Ausrisse zu einem unerschöpflichen Thema	76
Goethe und »Wallenstein«	84
Balladen	99

Jedes Jahr ein Drama – eine Auswahl

»Maria Stuart« und »Wilhelm Tell« 110

Kurzer Epilog 125

BIOGRAPHISCHER ÜBERBLICK 127

QUELLENANGABEN 130

LITERATURVERZEICHNIS 133

BILDNACHWEIS 134

ÜBER DEN VERFASSER 134

Terror auf der Bühne? – »Die Räuber«



»Die Räuber«, Titelblatt
der Erstausgabe

Das erste Stück, das ich auf einer Bühne gesehen habe, waren *Die Räuber*. Ich verstand nicht, daß Menschen, die genug Taschengeld haben, nicht jeden Abend ins Theater gehen, um die Räuber zu sehen jeden Abend. Ich war fünfzehnjährig.

Max Frisch, 1965

[...] Die »Räuber« schrieb er zuverlässig weniger um des literarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Konventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: »Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muss!«

Georg Friedrich Scharffenstein, 1837

Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die

Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht!

Augenzeugenbericht zur Uraufführung im Mannheimer Nationaltheater am 13. Januar 1782

[...] ich glaube, wenn Teutschland einst einen Dramatischen Dichter in mir findet, so muss ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.

Schiller an den Mannheimer Theaterintendanten Wolfgang Heribert von Dalberg, 17. Januar 1782

Schiller hatte sich, ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen, aus Stuttgart entfernt, um sein Schauspiel zu sehen; es wussten daher nur einige um seine Abwesenheit, und sie blieb für diesmal verborgen. Aber die Heiterkeit, welche vor der Abreise sein ganzes Wesen beseelt hatte, war nach seiner Rückkehr fast ganz verschwunden; denn so heftig er die Stunden des schöpferischen Genusses herbeigewünscht hatte, so missvergnügt war er nun, dass er seine medizinischen Amtsgeschäfte wieder vornehmen und sich der militärischen Ordnung fügen musste, da ihm jetzt nicht nur der Ausspruch der Kenner, der stürmische Beifall des Publikums, sondern hauptsächlich sein eignes Urteil die Überzeugung verschafft hatte, dass er zum Dichter, besonders aber zum Schauspieldichter geboren sei, und dass er hierin eine Stufe erreichen könne, die noch keiner seiner Nation vor ihm erstiegen.

Andreas Streicher (1761–1833), aus dem Nachlass

Der Autor an das Publikum: Die Räuber, ein Schauspiel

Das Gemälde einer verirrtten großen Seele – ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz – rissen ihn



Schiller liest seinen Freunden aus den »Räubern« vor

Im Reich des württembergischen Herodes

Der kleine Bruder

Die Schiller-Jubiläumsjahre fallen dicht und jeweils im Halbjahrhundert-schritt. Der Grund liegt auf der Hand: Friedrich Schiller ist nur etwas über 45 Jahre alt geworden. Was andere Autoren, voran der Mitweimarer Goethe, zumeist in vorgerückten Jahren in ausgreifender Weise betrieben – die Reflexion ihrer Erdetage –, war Schiller nicht beschieden. Sein Leben lässt sich aus einer Vielzahl hinterlassener Briefe und aus Zeugnissen ihm nahe stehender Zeitgenossen aber dennoch recht anschaulich erschließen. Allerdings wurde es zu gutem oder auch schlimmem Zweck nicht selten zum Gegenstand von Idealisierungen. Hier rächte sich Schillers eigenes künstlerisches Verfahren an ihm selbst.



Schillers Schwester Christophine
Gemälde von Simanoviz, um 1785

Zur Originalzeugin der frühen Jahre bietet sich wohl keine andere so an wie die zwei Jahre ältere Schwester Christophine:

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde den 10. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach am Neckar geboren.

Sein Vater war damals Lieutenant bei dem Prinz Louis'schen Regimente, das zu jener Zeit in Stuttgart in Garnison lag, seine Mutter aber hielt ihre Niederkunft bei ihren Eltern in Marbach. – Schon in früher Jugend war er ein zartes, schwächliches Kind, das bei den gewöhnlichen Kinderkrankheiten oft krampfhaftige Zufälle bekam, wobei es sich doch bald wieder erholte und bis ins vierzehnte Jahr größtenteils gesund blieb.

Schon frühe zeigten sich bei dem kleinen Fritz gute Anlagen. Als Kind von fünf Jahren war er schon auf alles aufmerksam, was der Vater seiner Gewohnheit gemäß im Familienzirkel vorlas: Er fragte immer noch besonders über den Inhalt desselben, bis er ihn recht gefasst hatte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Bibel las oder im Familienkreise seine Morgen- und Abendandachten verrichtete, wo er sich immer von seinen liebsten Spielen losmachte und herbeeilte.

Offenbar trafen des Vaters Ehrgeiz hinsichtlich seines Sprösslings und dessen Neigung günstig aufeinander. So weiß Christophine an anderer Stelle zu berichten:

Von meinem Vater [...] wurde er zum Geistlichen bestimmt, und er selbst zeigte von früher Jugend an Neigung für diesen Stand, als Knabe von 6, 7 Jahren trat er oft mit einer schwarzen Schürze umgeben auf einen Stuhl und predigte uns; alles musste aufmerksam zuhören, bei dem geringsten Mangel an Andacht wurde er sehr heftig. Der Gegenstand seiner Predigt war etwas, was wirklich sich zugetragen hatte, oft auch ein geistlich Lied oder Spruch, worüber er nach seiner Art eine Auslegung machte, er selbst war immer ganz eifrig und zeigte da schon Lust und Mut, die Wahrheit zu sagen.



Schillers Geburtshaus in Marbach
Zeichnung von Schillers Enkel, 1859

Intermezzo: Schiller und die Frauen

Schiller und die Frauen – das ist ein Gegenstand, der sich zu Beginn des neuen Jahrtausends eines wachsenden Interesses erfreut: Die Ambivalenzen der Beziehungen eignen sich offenbar in besonderem Maße zu Projektionsflächen heutiger Befindlichkeiten. Dies gilt in Zeiten unsicherer Partnerschaften offenbar in gleichem Maße für den irritiert taumelnden Jungmann, für den noch jungen Intellektuellen zwischen zwei weiblichen Wesen unterschiedlichen Charakters, aber auch für den situierten Familienvater. Schiller und die Frauen – das war kein Intermezzo, es ist ein Lebensthema, das hier allerdings nur eingeschoben werden kann.

Schiller war, so lange ich mit ihm lebte, nicht sinnlich und liebte die Weiber im Grunde nicht. Er behauptete, das dümmste Weib könne perfider und für den scharfsichtigsten Mann unerforschlicher sein als der verstockteste Bösewicht. Er kannte nur die Extreme: Exzentrizität oder tierischen Genuss. Dieses war scharf abge sondert und schmolz zu einer die Hauptangelegenheit seiner Existenz machenden Leidenschaft; seine göttlichsten erotischen Schilderungen sind Divinationen seines Busens. Außer ein paar Sprüngen mit Soldatenweibern, auch en compagnie, weiß ich keine Debauche von ihm. *Georg Friedrich Scharffenstein*

Wenn Schiller, was öfter vorkam, von einem wunderschönen Mädchen erzählte, deren nähere Bekanntschaft er machen müsse, von deren Klavierspiel er entzückt sei und was dergleichen ihm sehr geläufige Redensarten mehr waren, dann erinnerten wir ihn an seine »Entzückun-

gen« und an »Laura am Klavier«. Als wir ihn nun auch wieder einmal damit neckten, machte er uns darüber ein Geständnis, das ich nimmer für Wahrheit gehalten haben würde, wenn Schiller nicht eine so grundehrliche Seele gewesen wäre. »Jene Laura«, sagte er, als deren Petrarca ich mich erklärt hatte, war eine Hauptmannswitwe, bei der ich in Mannheim [Stuttgart] wohnte, und die mich weit mehr durch ihre Gutmütigkeit, als durch ihren Geist, am wenigsten aber durch ihre Schönheit anzog. Sie spielte sehr gut Klavier und verstand es, ein vorzügliches Glas Punsch zu machen. Sie selbst hat nie eine Ahnung davon gehabt, dass ich sie zu meiner Laura erwählt und in Entzückungen sie besungen. Meine Ansicht war schon damals, dass der Dichter nur in einer idealen Welt leben müsse, und wenn ich in jenen Tagen noch einer Brücke bedurft hätte, um aus der armseligen Wirklichkeit da hinüber in das Reich der Ideale zu gelangen, so würde meine gute Frau Hauswirtin eine sehr bedenkliche Himmelsleiter abgegeben haben. Ich dachte aber, man hätte es meinen Gedichten auch anmerken müssen, dass es mit ihnen nicht so ernstlich gemeint gewesen sei, denn mit solchen »Überschwänglichkeiten« – dies war sein Ausdruck – würde mich kein vernünftiges Mädchen und am allerwenigsten eine Schwäbin angehört haben.

Der Schriftsteller Friedrich Förster (1791–1868) nach Minna Körner

Sigrid Damm's vielgelesene Schiller-Biographie von 2004 geht anhand der Quellen beobachtend auf die Verhältnisse des Dichters ein:

Frau von Wolzogen selbst ist während Schillers Bauerbacher Zeit nur zweimal auf ihrem Gut. Im Januar 1783 und einige Tage im Mai. Zusammen mit ihrer Tochter Charlotte.

In sie, die Sechzehnjährige, verliebt Schiller sich Hals über Kopf.

Er hält sogar um ihre Hand an. ... *könnte ich ›Sie‹ beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden*, schreibt er der Mutter. *Reich würde freilich Ihre Lotte nie – aber gewiß glücklich.*

Goethe und »Wallenstein«

Am 21. Juli 1787 trifft Schiller in Weimar ein. Goethe ist in Italien, Herzog Karl August, der ihn nach einer »Karlos«-Lesung in Darmstadt 1784 halb scherzhaft ohne Salär zum Weimarischen Rat gemacht hatte, auf der Reise nach Potsdam. Doch da ist Christoph Martin Wieland, Schwabe wie Schiller, einstiger Prinzenenerzieher, die erste Adresse der deutschen Aufklärung. Unter seine Fittiche begibt sich der Ankömmling. Dem heimgekehrten Goethe begegnet Schiller im September 1788 im Kreise der Lengefelds in großer Gesellschaft. An Körner schreibt er darüber:

Endlich kann ich Dir von *Goethen* erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartetest. [...] Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so, sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blick. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett, und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt, man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht, und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als dass ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien, aber was er mir

davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. [...]

[...] Im Ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt, er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, dass wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Ein Vierteljahr später geht es um die Jenaer Berufung. Der Minister Goethe ist entscheidend involviert. Nähe kommt auch jetzt nicht auf. Gefühlte Demütigung und anhaltende Faszination. Das Urteil fällt gewollt gnadenlos aus:

Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben – dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuss der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhasst, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde,

Balladen ...

Nichts wäre einfacher, als Seiten zu füllen mit Schillers traditionell populärsten Texten. Kaum einer, der im deutschsprachigen Raum aufwächst, entgeht ihnen: dem »Taucher«, dem »Handschuh«, der »Bürgschaft« (1798) und erst recht nicht den »Kranichen des Ibykus«. Fast jeder Schüler hört vom Balladenjahr 1797, da die Klassiker faktisch im Wettstreit lagen um die wirkungsvollste erzählende Kurzdichtung in gebundener Form. Und Schiller blieb Sieger in diesem Fache, im Volkstümlichkeitswettstreit stehen die Goetheschen Romanzen in der zweiten Reihe – man befrage nur Jugendliche nach dem »Schatzgräber«, der »Braut von Korinth«, dem »Gott und der Bajadere« (die Braut und die Bajadere freilich verfallen traditionell der FSK). Mitzuhalten vermag einzig, das aber entschieden, der »Zauberlehrling« (der »Erlkönig« ist von älterem Geschlecht).

Doch was regte die vermehrte Produktion derartiger Produkte an? Seit 1795 gab Schiller für das Folgejahr einen poetisch begleiteten Kalender, einen »Musenalmanach«, heraus. Das erfolgreichste Geschäftsjahr war 1796, da er sich gemeinsam mit Goethe entschieden hatte, mit polemischen Epigrammen (»Xenien«) über die deutsche Literatenwelt herzufallen, die den »Horen«, Schillers Literaturzeitschrift, nicht den erwarteten Tribut gezollt hatte. Skandal verkauft sich gut – das gilt nicht erst seit Marcel Reich-Ranicki –, doch wie war der Erfolg zu wiederholen? Die raumgreifende moralisierend erzählende Populärvariante lyrischer Kunst (von eigentlicher Lyrik kann hier allerdings keine Rede sein, auch wenn die Lesebücher noch immer so tun) war der Ausweg, der sich finanziell allerdings in naher Sicht als Irrweg erweisen sollte. Erst die spätere Mit- und vor allem die Nachwelt flocht die Kränze. Dass Schiller den Balladen nicht unskeptisch gegenüberstand, bezeugt sein Brief an Körner vom 2. Oktober 1797:

Die Trockenheit, die Du an dieser Ballade [»Die Kraniche des Ibykus«] und auch am Polykrates [»Der Ring des Polykrates«] bemerkst, mag von dem Gegenstand wohl kaum zu trennen sein; weil die Personen darin nur um der Idee willen da sind, und sich als Individuen derselben subordinieren. Es fragte sich also bloß, ob es erlaubt ist, aus dergleichen Stoffen Balladen zu machen; denn ein größeres Leben möchten sie schwerlich vertragen, wenn die Wirkung des Übersinnlichen nicht verlieren soll.

Ich habe von der Ballade keinen so hohen Begriff, dass die Poesie nicht auch als bloßes Mittel dabei statthaben dürfte.

Dies ist freilich kein Grund, das Genre auszusparen, sondern besser Anlass, weniger Bekanntem größere Publizität zu verschaffen. Die zweite der beiden nachfolgenden Balladen stammt aus dem berühmten Almanach, die erste ist bereits im Jahr des poetischen Wiedererwachens, 1795, entstanden. »Pegasus im Joche« behandelt am bewegten Bild den Widerstreit zwischen (aufklärerischem) Nützlichkeitsgebot und künstlerischer Autonomie, der schon oben erwähnte, mittlerweile seltener in Lesebüchern erscheinende »Ring des Polykrates« galt Schiller als eine Art »Gegenstück« zu den (ursprünglich von Goethe erwarteten) »Kranichen«.

Pegasus im Joche

Auf einen Pferdemarkt – vielleicht zu Haymarket,
 Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,
 Bracht' einst ein hungriger Poet
 Der Musen Ross, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph,
 Und bäumte sich in prächtiger Parade,
 Erstaunt blieb jeder stehn, und rief:

Denn dass Schillers Andenken erlöschen dürfe, dass er unzeitgemäß geworden sei, uns nichts mehr zu sagen habe, ist Vorurteil und Wahn.

THOMAS MANN

Viel wurde schon geschrieben über den großen deutschen Dichter. Doch kein Schiller-Buch ist wie dieses: Um den Leser nicht mit wiederholt Gehörtem zu langweilen, setzt der Autor Jürgen Klose ein gewisses Maß an Vorwissen voraus. Er selbst gibt kein Urteil, sondern trägt auf strukturierte Weise zusammen, was andere über Friedrich Schiller zu berichten wussten und wissen.

Entstanden ist ein Lesebuch der anderen Art: eine reich bebilderte Biographie und kluge Abhandlung, gewürzt mit Texten von und über den deutschen Klassiker, mit Auszügen aus Briefen und einigen unbekannteren, aber nicht unbedeutenden Gedichten sowie mit wichtigen Szenen aus Schillers dramatischen Werken:

»Die Räuber«, »Kabale und Liebe«, »Don Karlos«, »Maria Stuart«, »Wallenstein« und »Wilhelm Tell«.



Für Leser ab 16 Jahren

12,80 €

